

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 4

Artikel: Das glückhafte Niesen [Fortsetzung]
Autor: Stickelberger, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 4 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. Januar 1924

Im Winterschlaf.

Von Ernst Dür.

Im Winterschlaf liegt der Wald; — Zuweilen rauscht ein welkes Blatt, Ein fahler Schein vom Abendrot
Kaum daß im Tann die Meise zirpt, Das noch des Nordwindshand nicht brach, Streift durch der Büsche kahlen Hag.
Kaum daß ein Rauschen fernher hallt Und rieselt welker Nadeln Saat Aus fernem Grund, ein Gruß vom Tod, —
Und erst begonnen, — schon erstirbt. Leis von dem dunkeln Tannendach. Hallt einer Holzaxt schwerer Schlag.

Du Waldeschlaf, so still und tief, In dem das Sehnen nie entschlief,
Wie kühl dein Hauch das wilde Herz, In dem sich streiten Glück und Schmerz.

Das glückhafte Niesen.

Ein Klosteridyll. Von Emanuel Stifelberger.

4

Mutter Felicitas war eine der seltenen Frauen, die nicht nur das Herz auf dem rechten Fleck haben, sondern die auch die Geistesgegenwart besitzen, in schwieriger Lage das rechte Wort zu finden, und den Mut, es auszusprechen. Die Nebtissin sah wohl ein, daß das Wechselspiel des Niesens hüben und des Krachfußscharrens und Helftergottsfagens drüben ein Ende nehmen müsse, sollte anders die Würde des Konvents, die durch den Vorfall genügend gelitten hatte, nicht noch größere Einbuße erleiden. Das Beinliche der Lage überwindend, trat sie hervor und bog die Zweige mit starken Armen wie einen Vorhang zur Seite, so daß die Jünglinge sie plötzlich vor sich sahen, gleichsam eine aus den Wolken tretende Göttin.

Staunend blickten beide zu der schönen Frau auf, deren gereifte, ausgeglichene Züge ihren starken Eindruck auf sie nicht verfehlten. Der Zürcher hielt unwillkürlich mit den Verrenkungen seines Rückens und dem ausholenden Scharren seines rechten Beins inne, denn wahrer Ehrfurcht waren die eingelernten Komplimente bei ihm noch fremd; der Basler aber, dem Ehrerbietung sonst die letzte Tugend war, riß die Müze vom Kopf, als stehe er mindestens vor seiner Hochweisheit dem amtierenden Herrn Bürgermeister.

Mit dieser Wirkung ihrer Erscheinung hatte die kluge Frau gerechnet, und — wer wollte es ihr übel vermerken, daß sie sich insgeheim freute, die noch immer vorhandene Macht ihrer Persönlichkeit von neuem feststellen zu dürfen?

Auf des Zürchers Worte eingehend, wiewohl inzwischen eine kleine Weile verfloßen war, sprach sie, ihrer natürlichen Güte in Wort und Blick Ausdruck gebend: „Eurer

Entschuldigung bedarf es nicht, dieweil ihr auf öffentlicher Straße ruhig dahinzogt; vielmehr mühten wir um Nachsicht bitten, da wir hier, ein Geburtstagsfest im Grünen feierend, durch die plötzliche Gegenwart zweier Fremden überrascht wurden und diese Ueberraschung wohl etwas ungeschickt äußerten.“

Der junge Basler war kein Theologe, sondern ein Jünger Merkurs und Sohn eines Fabrikanten seidener Bänder, der seinen Freund auf einer Ferienreise begleitete. Aber was dem Verbi Divini Minister vorhin zur Fortsetzung seiner Allokution gefehlt hatte, ein passender Bibelvers, das fiel jetzt dem Mercator ungesucht ein. „Seid sanft wie die Tauben und klug wie die Schlangen.“ Aber er sprach den Gedanken nicht aus, sondern machte nur ganz heimlich seine Randglossen über die Art, ein Geburtstagsfest so überaus schweigsam zu begehen, sowie über den Aufruhr, den das Niesen in die festfeierende Gesellschaft gebracht hatte. Und es zeigte sich, daß er doch im Anstand besser Bescheid wußte, als man es vorher hätte vermuten können; denn mit einer wohlgelungenen Verbeugung antwortete er: „So erlaubet, daß wir der hochwürdigen Schwester, deren Ankunft auf diesem Planeta sich heute jähret, unsere devotesten Gratulationen zu Füßen legen, verhoffend, daß sie diesen solennen Tag noch oft in ebenso stillem Glück verbringen möge wie diesmal.“

Das „stille“ Glück war eine kleine Basler Bosheit, die, wie meistens in osthelvetischen Landen, unbeachtet blieb. In diesem Fall schon darum, weil das gutherzige Wibrädlein es nicht mehr aushielt, noch länger zu schweigen:

es mußte berichtigen. Sein munteres Köpfelein schob sich aus dem Blättergewirr, als es antwortete: „Dem Monsieur dankt die hochwürdige Schwester, die en Art das Geburtstagskind sein könnte, da sie es nächste Woche sein wird, aufs beste für seine große Complaisance. Mein heute feiert en Art eine Weltliche, eine Reformierte, eine Pfarrstochter bei uns Geburtstag; dies vermeine ich nicht nur zur Steuer der Wahrheit vermelden zu müssen, sondern auch Euerm Freund, dem Monsieur Collin, zur besonderen Edification!“

„Jungfrau Barbara?“ rief der junge Geistliche, dem es in seiner Herzensfreude nicht einmal auffiel, plötzlich mit Namen angeredet zu werden. Dem Basler aber, dessen entzückte Augen wie gebannt auf dem feinen Gesichtlein hafteten, entfuhr ein leiser Pfiff.

Schneller noch, als es aus dem Laub aufgetaucht war, verschwand Wiborädleins Kopf wieder darin, und zwar sehr unfreiwillig. Es empfing nämlich gleichzeitig einen verstohlenen, äbtissisch gewichtigen Stupf in die Magengegend, da Mutter Felicitas über den Fürwitz ihres jüngsten Nönnleins diesmal ernstlich ungehalten war, und wurde von der entsehten Barbara am Ledergürtel zurückgerissen. Wiederrum gab es in der Laube eine gelinde Panik, da Wiborädlein in ein dichtes Knäuel ihrer Mitschwestern purzelte, die sich alle, nach außen unsichtbar, in verzeihlicher Reugier herfürgedrängt hatten.

Die Aebtissin aber, die in des Baslers Augen und Mienenpiel allerhand boshafte Vermutungen zu lesen vermeinte, welche der Würde des Stifles Eintrag bringen konnten, sprach, ohne daß ihre Züge durch das Auftreten Wiboräds die geringste Veränderung gezeigt hätten, mit einer Beherrschung der Lage, die selbst dem jungen Spottvogel drunten Hochachtung abnötigte: „Wenn die Herren sich einige Schritte zurückbemühen und an der Klosterpforte Einlaß begehren wollen, so wird es uns zur Satisfaction gereichen, ihnen im Sprechzimmer ein Raffraichissement anzubieten. Vielleicht übernehmen sie es sodann als Kavaliere, unserer jungen Freundin, der Jungfrau Barbara Balberin, das Geleite ins Pfarrhaus zu Scherzingen zu geben, falls sie dies nicht zu weit von ihrem Wege abführt.“

„Scherzingen? Da wollen wir ja just auch hin!“ entfuhr es dem Prädikanten in seiner Herzensfreude.

Also wurden die beiden Jünglinge mit mildgesalzenem Schinken, trefflicher Sulzpastete und steinaltem Klosterwein bewirtet; das hungrige Prädikantlein, dem solch köstliche Nahrung nicht alle Tage zuteil wurde, hieb wacker ein, und der weltliche Basler tat angesichts dieser achtungsgebietenden Leistungen des Vertreters einer hochwürdigen Ecclesia Turicensis, als liege ihm der Beweis dafür ob, nicht allein die Kirche besitze einen guten Magen.

Nach soltaner Sättigung ihrer Gäste führte Mutter Felicitas, die bei Wahrung alles Taktes eine Sache nie auf halbem Wege stecken ließ, mit dem Predigantkandidaten Collin durch das engmaschige Gitter des Sprechzimmers ein langes und gewichtiges Gespräch; sie legte ihm eifrig flüsternd einen Plan voll derart herrlicher Verheißungen vor, daß er ihm noch leichter einging als vorhin der feurige Trank. „Die Trümpfe sind Euer,“ schloß die kluge Frau ihre Darlegungen. „Wohl selten sieht sich ein Jüngling unversehens so plötzlich am Ziel aller seiner Wünsche und Hoff-

nungen wie Ihr heute. Doch seid besonnen und sehet zu, daß Ihr die Fäden des Spiels, die ich Euch in die Hand gebe, fest darin behaltet; geraten sie in Verwirrung, so ist leicht alles zerstört oder doch verzögert und damit in Frage gestellt!“

Am Anfang sah es nicht eben danach aus, als habe die Mahnung zur Besonnenheit groß gefruchtet; denn als die beiden Jünglinge, die Pfarrstochter in der Mitte, das Sträklein gen Scherzingen fürbaß schritten, schlugen die Wogen von Herrn Collins Freude hoch, und da er deren geheimen Grund fürs erste in sich verschließen mußte, machte er sich in ungezügelter Begeisterung für Mutter Felicitas Luft. —

„Welch hehres Weib!“ rief er, sein biederer Zürichdeutsch mit schwungvoller Wendung schmückend. „Fürwahr, man weiß nicht, soll man an ihr die Schönheit, die Güte oder die erleuchtete Weisheit ihres Verstandes am höchsten rühmen!“

Halb belustigt, halb ärgerlich sah ihn Barbara von der Seite an. Freute sie auch des Begleiters Bewunderung für die mütterliche Freundin, so fand sie insgeheim doch, er schieße über das Maß und Ziel des Nötigen hinaus.

Der Bündelbasler aber meinte trocken: „In dieser Verlegenheit bin ich nicht. Zuerst kommt die Schönheit. Punktum!“

Das mißfiel nun der Pfarrstochter ganz. „Bei Euch scheint das Gemüt auch nicht übertrieben tief zu sitzen,“ sagte sie spitz.

„Gemüt?“ erwiderte er mit dem überlegenen Lächeln um die Lippen, das ihm eigen war. „Ihr tut mir unrecht, Jungfrau Balberin. Was soll ich nicht da um Güte und Weisheit kümmern, wo beide mich nichts angehen und mir nicht zugute kommen können? Die Schönheit aber erquidet das Auge unbenommen!“

Das schwärmende Prädikantlein achtete ihres Zwiegesprächs nicht. Von seinen überschwenglichen Gedanken ganz erfüllt, fuhr es fort: „Glücklich seid Ihr zu preisen, eine solche Nachbarin zu besitzen! Mir war's, traun, sie rede mit Engelszungen, ja, die Intemerata selbst stünde vor mir!“

„Lekteres hoffentlich,“ sagte in schöner Trockenheit der andere, weniger in boshafter Meinung, als um sein bißchen Gymnasiumslatein nicht unter den Scheffel zu stellen.

Der in seiner heiligernsten Aufwallung gestörte Collin aber blickte ihn zornig an. Da rief der Basler, Furcht und Schrecken heuchelnd: „Der Furor turicensis! Sauve qui peut!“ und rannte voraus. Denn er sah beiden Weggenossen wohl an, daß sie ihn heimlich in fremde Länder wünschten, wo Pfeffer und Gewürznägelein gedeihen.

Diese zarte Rücksicht brachte des Freundes Zorn zu schnellem Berrauchen und ließ ihn auch in Jungfrau Barbaras Wertschätzung wieder erheblich steigen. Die Zurückgebliebenen verlangsamten ihre Schritte, um die kurze Spanne Zeit so viel als möglich zu nutzen. Herrn Collins Begeisterung für die Frau Mutter von Münsterlingen schlug angesichts der Lage schnell um in eine große Zärtlichkeit für die Jungfrau Pfarrstochter von Scherzingen; diese aber fand, zu solcher könne eine nahe Zukunft noch hinreichend Gelegenheit bieten, und lenkte das Gespräch geschickt auf erprießlichere Dinge. Also ward der Kriegsplan, zu dem die

Nebtiffin den Grundlinien gegeben, von ihr noch genauer umschrieben und dem Liebhaber aus volle Herz gelegt, ohne daß er's in seinem Glücktaumel recht gewahrte.

Der Basler schritt derweil rüstig voraus und harrte des Paares erst kurz vor dem Dorfe, am Begrande sitzend; seelenvoll piffte er das Liedlein:

„Rüde, liebe Emmeline,
Nach, recht nah zu mir...“

und tat sehr überrascht, als er die beiden plötzlich vor sich stehen sah.

„Wie weit ist's eigentlich von Münsterlingen nach Scherzingen?“ fragte er beiläufig im Weiterschreiten.

„Eine kleine halbe Stunde!“ antwortete Jungfrau Barbara unbedacht.

„So geschehen noch Zeichen und Wunder,“ sagte jener, seine Neuenburger Uhr aus der Weste ziehend. „Wir haben genau zwei Stunden gebraucht!“

„Um's Himmels willen!“ rief die Pfarrstochter. „Die Essenszeit ist ja schon vorüber; was wird der Papa denken!“

Der Papa dachte aber an ganz andere Dinge als ans Essen. Sein jäh aufgetretener Gedächtnischwund, der ihn am vergangenen Sonntag dem erbarmungslosen Gespött der Dorfjugend preisgegeben hatte, drückte als schwerer Kummer auf ihn. Und der Wunsch, der Stätte zu entfliehen, wo ihm die vermeintliche Schande widerfahren war, ließ ihn plötzlich mit Sehnsucht seiner Vaterstadt gedenken, wo niemand um das Geschehnis wußte; dort würde er als emeritierter Pfarrer seinen Lebensabend im Frieden verbringen können, von jung und alt geachtet, wie ehemals auch hier in Scherzingen. Schon lag das Schreiben an die hochwürdige Nebtiffin von Münsterlingen bereit, darin er um die Enthebung von seinem Amt einkam. Wohl konnte er ohne Schmerz und Bitterkeit an die Art des Endes seiner Wirksamkeit und an den Abschied von der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Gemeinde nicht denken; am meisten aber peinigte ihn im Augenblick der Gedanke an den nächsten Sonntag, da er nochmals predigen sollte. Er vermeinte im voraus die boshaften Gesichter der Buben im Chor zu sehen, die mit Spannung darauf lachten, ob er wieder stecken bleiben würde. Und er fühlte, daß ihm unter dem Banne dieser Blicke die Gedanken von neuem entfliehen würden, gleich Vögeln aus einem offenen Bauer, und daß er sich vergeblich abmühen würde, sie einzufangen. Heller Schweiß trat dem armen Mann bei dieser Vorstellung auf die Stirne, und die Furcht vor den Schrecken, die ihm am kommenden Gottesdienst bevorstanden, überwog alle übrigen Kummernisse, also daß er schließlich auf die Knie sank und anhub, um Errettung aus seiner Not zu beten. Darüber ward er etwas ruhiger; doch bald stellten sich Zweifel in die Erfüllbarkeit seines Gebetes ein, maßten die Zeiten der Wunder ja vorüber waren und der liebe Gott wohl nicht gerade einen Amtsbruder als Nothelfer zur Hand haben



Adelboden. „Eingeschnitten“.

Cliché Brügger, Meiringen.

und dessen Schritte gen Scherzingen lenken werde; ob dieses Kleinglaubens schalt er sich wiederum, wollte sich zum Glauben zwingen und vermochte es doch nicht recht. (Schluß folgt).

Vom Skisport.

Blauderei von D. Braun.

Vor ungefähr 30 Jahren waren die Ski oder Skier, wie die langen Hölzer benannt werden, bei uns so gut wie unbekannt. Und doch wurden sie als Verkehrsmittel in Asien, Rußland und Skandinavien schon in alten Zeiten gebraucht, allerdings nur in der Form eines primitiven, schuhförmigen Gleitholzes. Bis in die neunziger Jahre war der Schlittel- und Schlittschuhsport Trumpf und wo irgend einer mit den langen, ungefügten Brettern auf der Bildfläche erschien, bildete er Gegenstand des Spottes oder zum mindesten mitleidiger Betrachtung.

Heute haben die Skier, deren Heimat Norwegen ist, nach einem fast beispiellosen Siegeszug auch in unserm Lande überall festen Fuß gefaßt und gerade in den letzten Jahren, bei jung und alt, begeisterte Aufnahme gefunden. Die Zahl ihrer Anhänger nimmt noch beständig zu, und es dürfte nur wenige Städte und Dörfer geben, wo nicht in irgend einer Form dem Skisport gehuldigt wird. Die ärmere Dorfjugend, der die Mittel zur Beschaffung richtiger Skier fehlen, begnügt sich mit Faßdauben.

„Aller Anfang ist schwer,“ sagt ein Sprichwort. Das gilt wie für so manches andere auch für den Skisport.